

Gemeinsame Kämpfe

Marco Layera und Quang Paasch im Gespräch

Marco Layera ist Regisseur und Autor aus Chile und inszeniert gerade mit dem Schaubühnen-Ensemble sein Stück »Territorium«, in dem es um die Folgen des europäischen Kolonialismus geht. Quang Paasch wurde in Ost-Berlin als Kind vietnamesischer Vertrags-Arbeiter_innen geboren, begann seine politische Laufbahn bei Fridays for Future und sucht heute nach anderen Wegen des Engagements. Die beiden trafen sich in der Schaubühne zu einem Gespräch über gemeinsame Kämpfe, Widersprüche und die Frage, was linker Politik heute zu tun bleibt.

Schaubühne: Quang, du bist als Gesicht von Fridays for Future bekannt geworden, Marco, du bist ein politischer Theatermacher. Würdet ihr euch beide als Aktivisten bezeichnen?

Quang: Heute nicht mehr. Mittlerweile lehne ich den Begriff ab. »Aktivist« ist ein Label, wie es das neoliberale System liebt. Eine individuelle Person wird auf ein Podest gehoben und von den anderen Menschen abgegrenzt. Medien oder Entscheidungsträger_innen suchen immer die_den eine_n Aktivist_in, die zur_zum Held_in für ein Anliegen werden soll. Gleichzeitig findet eine scharfe Moralisierung statt: Die Person muss perfekt sein und darf keine Fehler machen.

Marco: Den Begriff sehe ich ähnlich kritisch. Diese Überhöhung einer Person negiert Kollektive und Gemeinschaften, die gemeinsam für progressive Veränderung arbeiten. Auch die Arbeit von progressiven Stimmen in Institutionen wird dabei entwertet. Aber du hast dich in der Vergangenheit aktivistisch betätigt?

Q: Ja, ich begann damit mit 17 und voller Idealismus. Ich bin einem Aufruf von Greta Thunberg gefolgt und auf eine Klimastreik-Demo gegangen. Ich hatte damals nicht viel Ahnung. In der Schule hatten wir vielleicht an einem Tag über den Klimawandel gesprochen. Das wirkte wie ein Thema, das in 300 Jahren aktuell sein könnte. Als migrantisches Arbeiterkind verband ich Umweltthemen mit weißen Ökos, die andere shamen wollen, dir also nicht nur ein schlechtes Gewissen einreden, sondern dich dabei auch noch belehren.

SB: Und hat sich diese Wahrnehmung verändert?

Q: Ich bin da sozusagen reingerutscht und habe dann innerhalb kürzester Zeit sehr, sehr viel gelernt. Nicht nur zu ökologischen Fragen: Alle um mich herum waren schon bei Demonstrationen gewesen und wussten wie man eine organisiert. Ich musste mich schnell einfinden. Ich würde nie sagen, dass wir etwas neu entdeckt haben. Das Wissen zur Klimaveränderung war schon da und auch zivilgesellschaftliche Stimmen, die sich damit befassen. Neu war, dass die Aufmerksamkeits-ökonomie des Moments uns für diese Themen Raum gegeben hat. Und das lag daran, wer gesprochen hat. Rückblickend würde ich sagen, dass ein Teil des westlichen Erfolges von Fridays for Future darin lag, dass weiße, junge Mädchen die Wortführerinnen des Protests waren. Dabei haben vor allem im globalen Süden insbesondere indigene Völker schon immer für diese Anliegen gekämpft.

SB: Wie bist du zu deinem politischen Engagement gelangt?

Q: Vielleicht muss ich kurz ausholen: Meine Eltern stammen beide aus Nordvietnam. Mein Vater kam als Vertragsarbeiter in die DDR. Ich selbst bin in Ostberlin aufgewachsen. Zwischen Plattenbauten und in Armut. Ich gehöre zu einer Nachwende-Generation, die die Folgen des Umbruchs von der Planwirtschaft zum neoliberalen System als Kind erlebt hat. Ich war mir der Ungerechtigkeiten in meiner eigenen sozialen Wirklichkeit immer schon bewusst. Und gleichzeitig hatte ich niemanden, der mich zu einer Demonstration mitgenommen hätte. Das war fernab unserer Lebensrealität. Alle waren von sozialer Ungerechtigkeit betroffen und hatten zugleich überhaupt keine Ressourcen und auch nicht das politische Bewusstsein, gegen die eigene Situation zu kämpfen.

Alle waren von sozialer Ungerechtigkeit betroffen und hatten zugleich überhaupt keine Ressourcen und auch nicht das politische Bewusstsein, gegen die eigene Situation zu kämpfen.

M: In dieser Hinsicht unterscheiden sich unsere Erfahrungen: Ich bin während der Militärdiktatur von Pinochet in einem eher ärmeren Viertel in Santiago de Chile aufgewachsen. Mein Glück war, dass meine Mutter über ein starkes linkes Bewusstsein verfügt, das sie immer weitergeben wollte. Sie ist auf einem Großgrundbesitz in sehr ärmlichen Verhältnissen aufgewachsen. Die Arbeiter lebten da wie Leibeigene im Mittelalter. Wenn die Eigentümer kamen, mussten alle für das Auto Spalier stehen und grüßen. Im Gegensatz zu dir hatte ich immer die Möglichkeit, auf Demonstrationen zu gehen, und habe dort viele künstlerische Aktionen gesehen, die gegen das Regime gerichtet waren. Ich bildete mich früh als politisches Subjekt, lange bevor ich Regisseur wurde.

SB: Quang, welcher Weg hat dich zu deiner heutigen Arbeit geführt?

Q: Nach dem Abitur habe ich ein Jura-Studium an der Humboldt-Universität begonnen. Schnell habe ich gemerkt, wie elitär alles ist und dass ich dort nicht hingehöre. Und ich glaube, das hat meiner Politisierung einen ungewollten Schub gegeben, zu sehen, dass es Menschen gibt, die einen komplett anderen sozialen Hintergrund haben als ich. Es war eine Art, sehr schnell die Unterschiede zwischen meiner Biografie und der Lebenswelt der Anderen zu begreifen.

M: Ich habe auch Jura studiert. Allerdings habe ich das vor allem meinen Eltern zuliebe gemacht. Als ältester Sohn war ich der Erste in der Familie, der Zugang zu höherer Bildung hatte. Ich hatte nicht den Mut, meinen Eltern zu sagen, dass ich eigentlich Theater studieren will. Ich wollte, dass sie glücklich sind, und auch würdigen, welche Opfer sie auf sich genommen hatten, damit ihre Kinder andere Möglichkeiten haben. Es war für mich fast eine Pflicht, Jura zu studieren, und ich glaubte, das Recht könnte ein Instrument sein, um Gerechtigkeit zu üben. Die idealistische Perspektive einer jungen Person. Dieser Traum zerbricht sehr schnell, wenn man sieht, wie das juristische System funktioniert, wenn man begreift, dass es Teil einer Machtarchitektur ist, die ungleiche Zugänge zur Rechtssprechung schafft. Man müsste ein ganzes System und seine Grundlagen ändern.

Q: Es gab auch bei mir den Moment, an dem ich dachte, dass ich das Studium durchziehe, weil ich dann Gerechtigkeit durchboxen kann. Aber das ist nicht mein Weg und so habe ich das Studium schnell abgebrochen. Manchmal empfinde ich Scham, etwa, wenn meine Mutter Fragen zu Bürokratie hat und ich einfach kein Bürokratie-Deutsch verstehe. Hätte ich doch fertig studiert ...

M: Ich bin selten in meinem Leben an einem so diversen Ort gewesen wie der Universidad de Chile. Das unterscheidet sich sicher von deiner Erfahrung. Mit mir haben ebenso Menschen aus der Unterschicht studiert, wie auch aus der dominanten Wirtschaftselite. An meiner Fakultät haben alle wichtigen Politiker_innen des Landes studiert. Meine Studienjahre waren sehr unruhig. Die Universität wurde besetzt. Ein historischer Moment. Die Uni war sehr polarisiert. Es gab rechte Professoren, aber auch linke, die in der Diktatur Opfer von Folter geworden waren. Es gelang uns Studierenden, rechtsextreme Professoren, die Teil des Pinochet-Regimes gewesen waren, von der Uni zu vertreiben. Das Jurastudium hat meine Kreativität zunächst eingehegt. Aber ich bin dankbar, an einem Ort gewesen zu sein, an dem so unterschiedliche Lebenswelten und politische Überzeugungen aufeinanderprallen konnten. Heute frage ich mich, wo das überhaupt noch passiert? Wenn man in große Städte geht, sieht man, dass die verschiedenen Gruppen, die eine Stadt bewohnen, sich untereinander keineswegs vernetzen. Man könnte sagen, Berlin sei eine diverse Stadt. Ich sehe die Vielfalt

von migrantischen Communities an jeder Ecke, aber ich habe das Gefühl, dass sich die Gruppen kaum durchmischen. Alle verharren in ihren Blasen. Täusche ich mich?

Q: Das ist eine gute Frage. Ich war gerade in Kalifornien und jetzt wirkt Berlin auf mich weniger divers. Leben wir hier auch in einem Schmelztiegel, der soziale Durchmischung ermöglicht? Gerade ist mein Eindruck, dass verschiedene Communities hier sehr abgeschnitten voneinander leben. Wie ist das in Chile?

M: Chile war lange nicht so migrantisch geprägt. In den letzten 15 Jahren hat sich das stark geändert durch die Zuwanderung aus Peru, Venezuela, Kolumbien, Haiti. Die Städte wirken nun multikultureller. Es gibt aber keine Sozialräume, in denen man sich tatsächlich begegnet. Oft ist die einzige Gelegenheit einer Interaktion, wenn Dienstleistungen erbracht werden.

Q: Man kann nicht leugnen, dass Berlin eine sehr diverse Stadt ist, wenn man auf die kulturelle Vielfalt blickt. Aber die Durchmischung ist, auch wenn man auf Klasse blickt, nicht so gegeben, wie man annehmen würde. Deutschland versteht sich nicht als Einwanderungsland. Dementsprechend wird die Konstruktion einer Bikulturalität, wie zum Beispiel Deutsch-Vietnamese oder Deutsch-... nicht gesellschaftlich anerkannt, obwohl es diese Identitäten natürlich hufenweise gibt. Wenn ich sage, dass ich Ostdeutscher bin, dann stößt das meist auf Unverständnis. »Entweder bist du deutsch, aber wir verstehen nicht warum, weil du nicht wie ein Deutscher aussiehst. Oder du musst Ausländer sein.« Ich glaube, das führt dazu, dass viele Communities in Deutschland und auch in Berlin in ihren eigenen Bubbles bleiben. Es ist einfach zu anstrengend, stetig die eigene Existenz und Identität zu rechtfertigen und zu erläutern.

»Entweder bist du deutsch, aber wir verstehen nicht warum, weil du nicht wie ein Deutscher aussiehst. Oder du musst Ausländer sein.«

M: Ich glaube, das ist eine Herausforderung für die politische Linke: Wie können wir Communities vereinen, um ein größeres Kollektiv zu bilden? Wie kann eine Gemeinschaft aus dieser Diversität entstehen?

Q: Und die Frage ist, wer dann die ideologische Leitung dieser progressiven Allianz übernimmt. Die Linke ist weltweit bekannt für ihre internen Auseinandersetzungen. Die deutsche Linke ist allerdings noch zerstrittener, es gibt im linken Spektrum mehr Bruchlinien und interne Kämpfe als andernorts. In anderen Ländern gibt es Konfrontationen zwischen Ideologien, Denkschulen oder Theorien. In Deutschland hingegen gibt es vor allem identitätspolitische Differenzierungen, z. B. weiße Antifa versus migrantische Antifa. Und so sind die Gruppen auch im progressiven Spektrum voneinander isoliert.



M: Als Linker, als der ich mich verstehe, finde ich, dass wir darüber nachdenken müssen, warum Macht verloren geht und unsere Anliegen an Zuspruch in der Arbeiterklasse verlieren. Nach den sozialen Protesten 2019 in Chile wurde eine neue, sehr avantgardistische Verfassung erarbeitet, die dann in einem Referendum aber abgelehnt wurde. Das war ein ganz harter Schlag für uns. Seit wir vor 35 Jahren die Demokratie wiedererlangt haben, leben wir weiter in einem unveränderten Zustand. Die Verfassung der Diktatur hat weiter Gültigkeit und installiert ein extrem neoliberales System. 2019 wurde das politische System durch die Mobilisierungen auf der Straße, wie wir sie uns immer erträumt hatten, destabilisiert. Und zum ersten Mal hatten wir die Möglichkeit, dass sich ein Spalt öffnet, um eine neue Verfassung zu erarbeiten. Es wurde eine verfassungsgebende Versammlung gewählt, in der nicht politische Parteien vertreten waren, sondern gesellschaftliche Strömungen und zivilgesellschaftliche Akteure_innen. Den faktischen Mächten und reaktionären Medien ist es aber gelungen, die Stimmung zu kippen. Der Verfassungsentwurf wurde bei einem Referendum abgelehnt. Als Linke haben wir uns zu sehr auf unsere progressive Bubble konzentriert. Es ist wichtig, über identitätspolitische Fragen nachzudenken, allerdings darf man nie die materiellen Lebensbedingungen der Menschen aus dem Blick verlieren.

SB: Wie kann das gelingen?

Q: Beide Fragen irrtümlicherweise als Widerspruch zu denken, ist auch das Problem der Linken hier. Aus Angst vor rechten Diskursen werden manche Themen, wie etwa Rassismus oder Homophobie, einfach ausgelassen. Dahinter steht die Annahme, dass sich die Arbeiter umso weniger vertreten fühlen, umso mehr wir über Identität reden. Als würden wir uns nicht mit ihren eigentlichen Themen beschäftigen. Wir dürfen uns aber nicht abkehren von einem intersektionalen Projekt: Der Klassenkampf schließt mehr Menschen ein als nur weiße Arbeiter. In Deutschland entstehen neue Parteien, anstatt ernsthaft materielle Fragen mit Identitätspolitik zu vereinen.

Der Klassenkampf schließt mehr Menschen ein als nur weiße Arbeiter.

M: Der Kampf ist natürlich intersektional. Wir stehen in der Pflicht, alle Kategorien zugleich zu betrachten und keine auszuschließen: Gender, Klasse, ethnische Hintergründe etc. Niemand darf sich ausgeschlossen fühlen.

Q: Ich glaube, in Deutschland ist dieser Kampf gerade sehr schwierig, weil andere Narrative gegenwärtig immer mächtiger werden, auch innerhalb der Linken.

SB: Quang, du hast am Anfang darüber gesprochen, dass unsere Zeit dazu neigt, Heldenfiguren zu schaffen. Marco, gibt es diese Erhöhung einer einzelnen Person auch im Theater?

M: Heute gibt es kaum noch das Konzept einer Kompanie, einer Theatergruppe als kollektiver Organisation. Das System sucht eine Leitfigur, in dem Fall in der Person einer Regisseur_in. Für mich bedeutet Theater aber im Kern, eine Gemeinschaft zu bilden und ein Kollektiv zu formen. Ich brauche die Anderen, um Theater machen zu können. Nicht nur als Interpret_innen, sondern als mitschöpfende Künstler_innen, als Individuen, die politisch denken. Dem Team gehört kollektiv der Theaterabend, den man gemeinsam geschaffen hat. Mir fällt es zum Beispiel sehr schwer, alleine zu Hause zu schreiben. Ich brauche die Impulse der anderen. Ich suche einen Dialog mit einem Gegenüber, der mich herausfordert. Die Proben schaffen zwischenmenschliche und kreative Begegnungen, die es sonst nicht geben würde.

Für mich bedeutet Theater aber im Kern, eine Gemeinschaft zu bilden und ein Kollektiv zu formen.

Q: Deswegen glaube ich, ist es so wichtig, sich zu organisieren und die Idee einer Gemeinschaft zu erlernen und sozusagen den Individualismus und die Idee des Ich-gegen-die-Welt zu verlernen. Ob das gelingt, sieht man auch an Widerständen. Etwa bei den Kürzungen im Kulturbereich, die wir gerade in Deutschland erleben. Die Haltung der regierenden Politiker_innen, die damit zum Ausdruck kommt, ist: Ihr seid mir zu gefährlich, ihr bekommt keine Gelder mehr.

M: Umso wichtiger ist es, eine Gemeinschaft zu haben. Dann sind solche Angriffe nicht gegen dich als Individuum gerichtet, sondern gegen uns als Kollektiv.

SB: Marco, dein neues Stück »Territorium« befasst sich mit den Ausprägungen und Konsequenzen des europäischen Kolonialismus in unserer Gegenwart.

M: Das Stück ist an keinem konkreten Ort verortet. Mit dem Ensemble haben wir aber darüber gesprochen, wie die indigene Bevölkerung in Chile in den letzten 30 Jahren zunehmend gegen ein jahrhundertealtes System der Ausbeutung kämpft, das Armut erzeugt und auch ihre Weltanschauung untergräbt. Aus einem ausbeuterischen, kolonialen Bewusstsein heraus ist die Erde dazu da, Ertrag zu bringen. Aus dieser westlichen Perspektive ist es unverständlich, dass ein Teil der indigenen Bevölkerung Grundstücke ungenutzt lässt und auf ihnen nicht aussät, weil sie heilig sind. Der chilenische Verfassungsentwurf, von dem ich oben sprach, hat diesen Perspektiven Rechnung getragen und ein harmonisches Verhältnis zur Natur angestrebt. Der Natur wurden Rechte eingeräumt, indem etwa Flüsse als Rechtssubjekte definiert wurden.

SB: Der Kolonialismus und die Ausbeutung der Natur, die letztendlich zum menschengemachten Klimawandel führt, sind also eng verknüpft. In vielen Ländern rutscht das Thema Klimawandel gerade weiter nach unten auf der Agenda – wie ist das in Chile?

M: In Chile gibt es viele Probleme, die vielleicht nicht wichtiger sind, aber unmittelbarer. Auch das ist das Problem der Aufmerksamkeitsökonomie: Erst müssen die grundlegendsten Notwendigkeiten abgedeckt sein. Deshalb ist der Klimawandel nicht das Hauptaugenmerk in der öffentlichen Debatte. Vielmehr übt ein abgesichertes, progressives Milieu Druck aus, damit sich andere schlecht fühlen. Wie aber kannst du einer Person aus der Unterschicht, die sehr wenig Fleisch isst, sagen: Iss nie wieder Fleisch! Sie können sich nie einen Flug leisten und wenn doch, sollen sie ein schlechtes Gewissen haben? In Europa versteht man den Kampf um die Umwelt besser und auch, warum junge Menschen sich dafür engagieren.

Q: Diese Anliegen schließen sich eigentlich nie gegenseitig aus. Aber ja, am Anfang war auch meine Perspektive sehr europäisch. Nach einigen Monaten kam bei den Klimastreiks auch eine migrantische Kritik auf. Die nannten die Bewegung dann »White Days for Future«, um deutlich zu machen, dass es sich bei dieser Schülerschar um eine bürgerlich-weiße Bewegung handelt. Dadurch, dass ich von Anfang an dabei war und mir sozusagen bereits einen Namen erarbeitet hatte, wurde ich ungewollt zum Pressesprecher für Rassismus-Fragen. Eigentlich war mir damals gar nicht bewusst, was Weißsein heißt. Ich musste erst lernen, was meine migrantische Sozialisierung in der Arbeiterklasse bedeutet. Ich musste mir dieses ganze Wissen zu verschiedenen Formen der Ausgrenzung aneignen. Plötzlich konnte ich verstehen, wie sehr ich rassifiziert werde. Zum Beispiel fragte mich ein Journalist: »Sie sind ja kein Deutscher. Fliegen sie dann trotz Klimastreik noch zu ihrer Familie?« So wurden typische individualistische Umweltfragen auf mich projiziert. Ein offensichtlicher Versuch von bürgerlich-konservativer Seite, die Klimabewegung zu delegitimieren.

Später hat sich die Klimabewegung, vor allem in Deutschland, selbst immer mehr dem Neoliberalismus und Parlamentarismus angenähert. Viele an der Spitze der Bewegung sahen ihr Engagement als Sprungbrett. Immer wurde gefragt, wie man mehr Aufmerksamkeit und Beliebtheit erlangt – und wem wir die Hände schütteln könnten. Hingegen hätten wir anecken müssen, indem wir die Finger in die Wunden legen. Ich habe mich zunehmend von der Strategie der Bewegung entfremdet. Irgendwann hatte ich keine Hoffnung mehr, dass sich die Bewegung ändert. Ich sah, dass die Versuche, Allianzen zu knüpfen, fake waren, nur dazu da, um ein Pressefoto zu generieren. Es gab nicht die Absicht, Macht abzugeben. Intersektionalität und internationale Solidarität wurden wie in einem Spiel als Schlagworte verwendet, ohne sie wirklich ernst zu nehmen.

M: Ich habe die Klimastreiks kennengelernt, als ich in Europa auf Gastspiel war. Mich hat das nicht überrascht, denn in Chile haben immer junge Menschen soziale Bewegungen angeführt. Ich bewundere das. Sie haben Veränderungen in Gang gesetzt, die sich meine Generation nicht getraut hat. Wir hatten noch Angst davor, die traditionelle Linke zu kritisieren, weil

diese Menschen sehr viel auf sich genommen und erlitten hatten, um die Demokratie zu erstreiten. Es ist schön zu sehen, wie junge Menschen Themen setzen.

In Chile haben immer junge Menschen soziale Bewegungen angeführt. Ich bewundere das.

Q: Dieser Keim der Veränderung durch junge Leute, den hat es auch in Deutschland gegeben – wurde dann aber komplett vergiftet. Heute hat sich die Jugend, nicht nur in Deutschland, sondern allgemein für den Westen gesprochen, enorm radikalisiert, aber nicht nach links. Wir sehen das in Wahlumfragen und Wahlergebnissen: Diejenigen, die rechtsextrem oder neoliberal wählen, sind vor allem junge Menschen. Idealistischen und liberalen Bewegungen wie Fridays for Future ist es nicht gelungen, den Schwung auszunutzen und junge Menschen nachhaltig zu politisieren. Zu schnell ging es um einzelne, individualistische Held_innen, anstatt um die Veränderung der Gesellschaft.

Idealistischen und liberalen Bewegungen wie Fridays for Future ist es nicht gelungen, den Schwung auszunutzen und junge Menschen nachhaltig zu politisieren.

M: Das Interessante an den chilenischen Bewegungen ist, dass es keine Anführer_innen gab. Alles war flüchtig, kurzlebig und fragmentiert. Das kann auch der Grund sein, warum sich der Protest nicht konsolidieren lassen konnte. Oder anders: Der Gegner war klar, aber nicht das Vorgehen. Eine riesige Bandbreite von Kämpfen verband sich gegen die Strukturen hegemonialer Dominanz. Dabei gab es keinen konkreten Forderungskatalog. Die politische Klasse fürchtete, dass diese Massenbewegungen das Land zerstören könnten. Und deshalb sahen sie sich gezwungen, uns die historische Möglichkeit einzuräumen, das Land neu zu begründen. Die Neugründung ist aber leider diesmal nicht gelungen.

Das Interessante an den chilenischen Bewegungen ist, dass es keine Anführer_innen gab.

Q: Auch in vielen anderen Ländern sind die Bestrebungen einer progressiven, diversen Linken gescheitert. Es haben sich, gerade durch die extreme Rechte, Gegenkulturen etabliert, die alternative Erklärungen für das allgemeine Unbehagen und Existenzängste anbieten. Insbesondere in den Sozialen Medien werden junge Menschen davon eingenommen, zum Beispiel durch ein reaktionäres Verständnis von Männlichkeit.

M: In Chile wurden die Proteste im Nachhinein als etwas Negatives dargestellt. Die Medien, die oft der Rechten nahestehen, wollen uns glauben machen, dass das alles ein Exzess war. Sie erkennen nicht an, dass brutale Ungleichheit eine solche Reaktion auslösen muss und ein Korrektiv braucht. Heute ist es, als wären wir geschichtlich um zehn Jahre zurückgeworfen. Die Reality-Shows sind zurück ... Vor allem für meine Generation fühlt es sich an wie eine Niederlage und ein Scheitern. Dabei hatten wir die historische Möglichkeit, etwas zu verändern ...

SB: Was bleibt?

Q: Die Geschichte schreiben die Sieger und Narrative werden von denen geformt, die die Macht haben. Es ist einfach, Protestierende als gewalttätig darzustellen. Die eigentliche Gewalt liegt aber im System, das ausbeutet und unterdrückt. Es ist nicht vorgesehen, dass dagegen angekämpft wird, ganz egal ob durch gewerkschaftliche Bewegungen oder antirassistische oder feministische Kämpfe. Auch die sind nur gebilligt, solange jemand davon profitiert. Sobald der Unmut aber lauter wird und die Radikalität zunimmt, wird genau dieses Bild von gewalttätigen Antidemokrat_innen gezeichnet.

M: Was mich interessiert, ist nicht die Niederlage aufzuzeigen, sondern zu unterstreichen, dass diese Proteste, dieser Knall, eine mögliche Zukunft sichtbar gemacht hat, die dann doch nicht Realität geworden ist. Sie haben aber das Potential gezeigt, die bedrohliche, destabilisierende Kraft, die eine Gemeinschaft haben kann. Das muss man hervorheben. Allein die Angst hat die herrschende Klasse zu Veränderungen gezwungen – und dieses Potenzial ist immer da. So wie es einmal aufgewacht ist, so kann es wieder aufwachen.

Q: Deshalb ist es wichtig, nie die Hoffnung zu verlieren. Unsere gelebten Kämpfe, aber auch vergangene Kämpfe, sind der lebende Beweis dafür, dass Veränderungen durch Kollektive herbeigeführt werden und nicht von einzelnen Menschen. Deshalb schützt uns die Kraft unserer Gemeinschaft vor Hoffnungslosigkeit. Miteinander bewahren wir uns die Kraft für die gemeinsamen Kämpfe.

Unsere gelebten Kämpfe sind der lebende Beweis dafür, dass Veränderungen durch Kollektive herbeigeführt werden und nicht von einzelnen Menschen.

SB: Dabei dürfen wir aber auch unsere eigenen Widersprüche nicht übersehen.

Q: Ich analysiere das System, das uns unterdrückt. Als Teil dieser Gesellschaft kann ich den Widersprüchlichkeiten, in denen man sich selbst befindet, nicht entfliehen. Trotz meines Umwelt- oder Klimabewusstseins, trotz meines antirassistischen oder queer-feministischen Kampfes, werde ich mich immer in den Widersprüchlichkeiten befinden. Und das macht mich weder zu einem schlechteren noch zu einem besseren Menschen. Und das, finde ich, macht das Linkssein aus.

M: Wenn ich mir der Widersprüche nicht bewusst wäre, wäre ich ein Zyniker. Was mich interessiert, auch in der Kunst, ist, mit diesen Widersprüchen zu spielen, sie eben nicht zu meiden, sondern zu bewohnen. Für einen Linken ist es sicher schwieriger, in Ruhe zu schlafen, als für einen Rechten. Der Rechte schläft unbesorgt und widerspruchsfrei. Der Linke, wenn er überhaupt schläft, schläft voller Widersprüche.

Das Gespräch führte in spanischer und deutscher Sprache
Schaubühnen-Dramaturg Martin Valdés-Stauber.

MARCO LAYERA, wurde 1978 in Santiago de Chile geboren, er schreibt fürs Theater, inszeniert und leitet seine eigene 2008 gegründete Kompanie »la re-sentida« (die Nachtragende). Die Stücke seiner Theaterkompanie sind in mehr als 30 Ländern auf über 100 internationalen Bühnen gezeigt und mehrfach ausgezeichnet worden. Zuletzt wurde das Stück »Oasis de la Impunidad«, das beim FIND seine Uraufführung feierte, von der NY Times als eines der bemerkenswertesten Stücke des Jahres 2022 ausgewählt. Zuvor war er bereits 4 Mal zum FIND eingeladen und entwickelt nun erstmalig ein Stück mit dem Ensemble der Schaubühne.

QUANG PAASCH, wurde 2001 im Osten Berlins geboren, sein Vater kam als Vertragsarbeiter aus Vietnam nach Sachsen, seine Mutter kurz nach der Wende nach Mecklenburg-Vorpommern. Während des Studiums schloss er sich Fridays for Future an und wurde einer ihrer prominentesten Pressesprecher. Nach Abschluss seines Studiums der Sonderpädagogik und Politikwissenschaft an der FU Berlin, tritt er als Speaker, Moderator und Medienschaffender auf. Dabei bespricht er Themen rund um die soziale Frage in Talks, TikTok-Videos und eigenen Projekten wie @ZANK.info. An der Schaubühne war er als Gast bereits in den Gesprächsreihen »Klassenzimmer« und »Streitraum«.